

FREDERICK LAU // KIDA RAMADAN

MIT NANA HEYMANN

ZUSAMMEN SIND WIR KÖNIGE

Was Männer zu Freunden macht



Vorwort

Dieser Tag ist unsere Atze. Wir sitzen im Garten, umgeben von hohen Hecken, abgeschirmt vom Alltag und den neugierigen Blicken der Nachbarn. Der Himmel leuchtet in sattem Blau. Die Sonne scheint wie Bolle. Als wolle sie sich dafür entschuldigen, dass sie in den vergangenen Wochen abgetaucht war. Wir verzeihen ihr, denn der Grill mit der glühenden Holzkohle und den marinierten Steaks stimmt uns gnädig.

Hinter dem Haus flitzen die Kinder aufgedreht umher. Sie spielen Verstecken und verfolgen einen Feuerkäfer auf den Treppenstufen zum Keller. Über die Anlage im Wintergarten läuft Musik. Durch die geöffneten Terrassentüren dringt sie nach draußen. Kool Savas rappt über ein »Haus und Boot« und darüber, dass man weder »Fame« braucht noch »ein Auto«. Stimmt, geht gerade auch ohne. Denn das Leben könnte in diesem Augenblick nicht besser sein.

Seit unserem letzten Treffen sind wieder mal ein paar Wochen vergangen. Der Beruf, die Familie, der Alltag – oft kommt etwas dazwischen und lässt die Abstände zwischen unseren Wiedersehen größer werden, als uns lieb ist. Dabei würden wir am liebsten jeden Tag miteinander verbringen. So wie zu Beginn unserer Freundschaft, als wir noch nicht so viele Verpflichtungen hatten, dafür aber mehr Zeit für Quatsch und Blödsinn. Blödsinn, an den wir uns immer noch gern erinnern. Diese Erinnerungen sind das Gaffa-Tape, das uns zusammenhält, wenn wir zwischendurch mal nicht zusammenfinden.

An diesem Tag fühlt es sich fast ein bisschen an wie früher: keine Termine, keine Anrufe, einfach nichts tun. Zwischendurch immer mal wieder Stille zwischen uns, weil es nichts zu bereden gibt. Wir genießen dieses unaufgeregte Chillen miteinander. Es funktioniert nur mit Menschen, die einem besonders nah sind. Maximale Entspanntheit. Das ist wie ein gemeinsamer Urlaub.

Es heißt, Familie hat man, Freunde sucht man sich aus. Das ist nur die halbe Wahrheit. Denn manchmal findet man auf eigenwilligen Wegen zueinander, obwohl man gar nicht auf der Suche ist. Manche Dinge passieren einfach und führen Menschen zusammen, die sich unter anderen Umständen vielleicht niemals begegnet wären. Ist das dann Zufall oder Bestimmung? Wer weiß. Und wer kann schon erklären, warum die Verbindung zwischen zwei Menschen so eng werden kann, dass sie füreinander mehr sind als nur Freunde.

Die Wahrheit ist, dass wir einander näherstehen als einem Großteil unserer Verwandtschaft, die wir nur zu runden Geburtstagen oder ähnlichen Anlässen sehen. Wir kennen die hellen und dunklen Seiten des anderen, seine Tiefen und Höhen. Das können wir über Onkel Ahmed und Tante Inge nicht so richtig behaupten. Ja, wir sind füreinander Familie – mit allem, was dazugehört.

Es gibt Männer, die haben Fotos ihrer Kinder im Portemonnaie oder gerahmte Porträts ihrer Ehefrauen auf dem Schreibtisch. Wir hatten mal eine Zeit lang ein gemeinsames Foto als Sticker auf der Rückseite unserer Handys kleben.

Unsere Frauen fanden das anfangs komisch. Den besten Freund als Sticker auf der Rückseite des Handys? Da kann man erwachsene Männer wohl wirklich für komplett schräg und bekloppt halten. Mittlerweile haben sie sich daran gewöhnt, dass wir einander viel bedeuten.

Die Aufkleber haben sich im Laufe der Zeit abgelöst. Anfangs rollten sie sich an den Ecken auf, irgendwann sind sie komplett ab-

gefallen. Billige Qualität, aber wir haben drauf geschissen. Denn wenn man jemanden im Herzen trägt, muss man von dieser Person kein Abziehbild auf seinem Handy haben. Wer braucht schon einen Sehtest, um sich zu vergewissern, dass die Pumpe schlägt?

Wir wissen auch so, dass wir einander viel bedeuten. Was wir hingegen nicht wissen: Was Männer eigentlich zu Freunden macht – auch wenn das im Untertitel unseres Buches steht. Vielleicht hätten wir das dort lieber gleich als Frage formulieren sollen, aber es gibt schon genug Fragen im Leben, und außerdem ist es so, dass wir es vielleicht nicht *wissen*, aber dass wir es *fühlen*. Wir haben also kein Rezept dafür, wie Freundschaft funktioniert, oder gar kluge Tipps dazu (das wäre echt das Allerletzte). Aber wir glauben, dass unsere gemeinsamen Geschichten, die wir in diesem Buch erzählen, genau das zeigen können, Geschichten, die davon handeln, wie zwei Berliner Atzen zu besten Freunden wurden.

Kida & Freddy

PS: Um Verwirrungen vorzubeugen: Die Kapitel mit gerader Überschrift stammen von Kida (also gleich das auf der nächsten Seite), die Kapitel mit *kursiver* Überschrift sind von Freddy. Immer schön abwechselnd.

Freddy, der Idiot

Als ich Freddys Namen zum ersten Mal auf meinem Handydisplay lese, will ich am liebsten durchs Telefon langen und ihn umnieten. Er kann jedenfalls von Glück reden, dass er in diesem Moment weit, weit weg ist.

Es ist Frühjahr 2012. Ich sitze daheim auf dem Sofa und starre fassungslos auf mein Telefon. Darauf eine SMS mit dem schönen Inhalt: »Frederick Lau sagt, er fickt dich.«

Das ist nicht unbedingt die Art von Message, mit der ich gerechnet habe. Denn eigentlich warte ich an diesem Nachmittag auf die Nachricht eines Regisseurs, mit dem ich mich gestern getroffen habe. Es ging um einen Film, in dem ich mitspielen soll.

Unser Treffen verlief super. Der Regisseur erzählte mir von seinem Projekt und machte einen sehr sachlichen Eindruck. Wir sind nicht groß abgeschweift, es gab keinen privaten Small Talk oder so. Es ging nur um den Film und die Rolle, die er mit mir besetzen will. Als wir uns voneinander verabschiedeten, hatte ich ein gutes Gefühl. »Ich melde mich morgen bei dir«, versprach der Mann. Ich hatte keinen Zweifel daran, dass er es tun würde.

Deshalb starre ich schon seit dem Aufstehen im Fünf-Minuten-Takt auf mein Handy, während ich meine Kinder für den Tag fertig mache. Während ich sie zur Kita und in die Schule bringe. Während ich zu Hause auf dem Sofa liege und lustlos auf den Fernseher gucke. Ich bin ein ungeduldiger Mensch, das macht das Warten nicht gerade erträglicher. Die Stunden ziehen sich wie Kaugummi, ohne dass sich etwas tut.

Um etwas gegen die Anspannung zu unternehmen, beschließe ich, in ein Café um die Ecke zu gehen. Ich muss mich dringend ein bisschen ablenken, sonst platzt mir der Kopf. Ein paar Meter durch Kreuzberg laufen, bisschen quatschen, frische Luft zum Durchatmen und Runterkommen. Der Regisseur wird sich melden, da bin ich mir sicher.

Das Café, eins von diesen klassischen Frühstückslokalen, ist an diesem frühen Nachmittag um kurz nach zwei angenehm leer. In der hinteren Ecke sitzt ein Pärchen, das seine verliebten Tage hinter sich zu haben scheint. Sie starrt gleichgültig Richtung Fenster, er auf sein Handy. Das nennt man wohl Beziehungsalltag.

Ich setze mich auf einen Barhocker am Tresen – Poleposition. Hier ist einem die Aufmerksamkeit des Personals sicher und man muss nicht lange auf seine Bestellung warten – meine Erfahrung nach vielen Jahren der Cafébesuche.

An diesem Tag steht Sidney am Spülbecken, der Betreiber. Er kennt mich gut, denn ich schaue fast jeden zweiten Tag rein. Ich bin einer seiner Lieblingsgäste, glaube ich, deshalb begrüßt er mich jedes Mal besonders herzlich. »Nicht du schon wieder!«, ruft er, wenn ich reinkomme. Er meint das aber nur nett. Da bin ich mir jedenfalls ganz sicher.

Kaum dass ich Platz genommen habe, legt Sidney das Geschirrtuch aus der Hand, mit dem er eben noch ein Glas abgetrocknet hat. »Espresso wie immer?«, fragt er. Ich nicke und krame in meiner Jackentasche nach meinem Handy. Noch immer kein Zeichen vom Regisseur. Vorsichtshalber überprüfe ich die Einstellungen. Nicht, dass der Klingelton versehentlich auf »stumm« geschaltet ist und ich ihn verpasse. Ist er aber nicht.

»Heute nichts los bei dir?« Sidney stellt mir den Espresso hin und beugt sich zu mir rüber. Er hat gerade nichts zu tun und deshalb tatsächlich einmal Zeit für ein Gespräch.

»Paar Erledigungen«, erwidere ich, während ich in meinem Espresso rühre. »Dies, das.« Es klingt so lustlos, wie ich mich

fühle. Ich setze die Tasse an und leere den Inhalt mit einem Zug. Irgendwie bin ich nicht in der Stimmung für ein Gespräch.

Mein Blick fällt auf die Zeitung, die eine Armlänge entfernt von mir auf dem Tresen liegt. Ich schnappe sie mir, blättere durch und überfliege die Überschriften. »Fahrradfahrer von Lkw erfasst«, steht in der Spalte mit den Meldungen. Verdammt, schon wieder. Fahrradfahren in Berlin ist gefährlicher als alles Mögliche sonst, wovor die Leute sich immer so fürchten. Meine Laune wird nicht eben besser.

Aus meiner Hosentasche hole ich eine Handvoll Kleingeld, zähle zwei Euro auf den Tisch und gehe nach Hause zurück.

Eine Stunde später meldet sich endlich, endlich mein Handy. Auf dem Display leuchtet der Name des Regisseurs. Ich öffne die Nachricht – und in der SMS steht nur dieser eine Satz: »Frederick Lau sagt, er fickt dich.«

Ich blicke ungläubig auf diesen Satz. Der steht da tatsächlich. Ich verstehe die Welt nicht mehr. Will mich der Regisseur demütigen? Will mich jemand ausbooten? Haben die zwei sich zusammengetan und sich gegen mich verschworen?

Ich bin sauer, und dieses Gefühl steigert sich von Minute zu Minute. Meine Wut richtet sich nicht mal so sehr gegen den Regisseur, sondern vielmehr gegen Frederick Lau, diesen Idioten. Was genau ist sein Problem? Was bildet sich dieser Typ ein? Meine Gedanken überschlagen sich. Warum will sich dieser Lau mit mir anlegen? Wir kennen uns doch gar nicht. In der Vergangenheit sind wir einander ein paar Mal bei irgendwelchen Filmpremierern auf dem roten Teppich begegnet. Dabei haben wir nur ein paar Worte gewechselt: »Dicker, was geht? Alles klar!?« So was halt, mehr nicht.

Nun aber scheint er in der Gegend herumzulaufen und Leute gegen mich aufzuhetzen. Was soll das? Geht's noch?

So sitze ich da, starre auf mein Handy und spiele im Kopf noch einmal das Treffen mit dem Regisseur durch. Habe ich irgend-

etwas falsch gemacht? Irgendeine Bemerkung oder Geste, mit der ich es mir versaut habe, ohne was davon mitzubekommen? Ich grüble ewig, bin mir aber keiner Schuld bewusst. Die Nachricht bleibt mir ein Rätsel.

Nachdem sich der erste Rauch verzogen hat, nehme ich mir vor, die Sache zu klären. Ganz professionell. Als Erstes werde ich den Regisseur anrufen, es geht hier schließlich um einen Job. Den Lau knöpfe ich mir später vor. Er will Stress? Kann er haben!

Während ich meine Kinder von der Schule und aus der Kita abhole, lege ich mir in Gedanken meinen Schlachtplan zurecht. Gleich, wenn wir nach Hause kommen, werde ich die Dinge regeln, mein Entschluss steht.

Da klingelt das Handy. Ich schaue aufs Display. Es ist der Regisseur.

Ich will nicht gleich rangehen. Der Typ soll bloß nicht denken, ich würde den ganzen Tag nur am Telefon hängen und auf ihn warten. Doch diese SMS von vorhin hat mich einfach zu hibbelig gemacht, ich kann es nicht abwarten, ihn zu fragen, was das Ganze soll.

Ich heb ab und will sofort loslegen. Was soll ... Doch noch bevor ich etwas sagen kann, kommt mir der andere zuvor: »Ich muss mich für die Nachricht entschuldigen.«

Hä? Ein Rückzieher von seinem eigenen Diss? Damit hätte ich nun überhaupt nicht gerechnet. Was ist mit dem nicht in Ordnung? Doch dann erzählt mir der Regisseur Unglaubliches: »Freddy hatte sich mein Handy geschnappt und dir die SMS geschickt«, sagt er. »Sollte ein Spaß sein, ich hab damit nichts zu tun.«

Ich bin sprachlos, und wer mich kennt, wird sich das kaum vorstellen können. »Echt jetzt?«, stammele ich nur. Dann erzähle ich ihm, welches Kopfkino die Nachricht in mir ausgelöst hat und wie wütend ich schon den ganzen Nachmittag bin. Der Regisseur beruhigt mich. »Alles gut«, sagt er, »lass uns den Vorfall vergessen.«

Doch vergessen kann ich das Ganze natürlich nicht. Nur ein Spaß? Freddys Ernst, Alter? Ist das seine Art von Humor?

Plötzlich fällt mir ein Gespräch mit Elyas M'Barek ein. Es liegt schon eine Weile zurück. Er hatte mir einmal von Freddy erzählt – also auch davon, wie der so drauf sei. Immer am Rumlalbern und Leute verarschen und so. Okay, jetzt bin ich also derjenige, der auf einen seiner Scherze reingefallen ist. Schönes Ding, Alter! Ich mach dann jetzt auch mal einen Scherz, wenn wir uns das nächste Mal wo sehen ...

Hmm, na gut, je mehr ich darüber nachdenke ... der traut sich schon was, muss man sagen. Schnappt sich einfach das Handy eines anderen und verschickt solche Nachrichten. An mich! Für so etwas muss man schon Eier haben.

Aber klar, die Nummer muss ich ihm heimzahlen – wenn nicht sofort, dann eben später. Um schon mal ein wenig Dampf abzulassen, schicke ich Frederick Lau auf Facebook noch am gleichen Abend eine Nachricht: »Was nimmst du dir raus, Alter?«

Mir ist klar, dass die Antwort nicht lange auf sich warten lassen wird. Und so ist es auch. »War doch nur Spaß, Dicker«, antwortet Freddy am nächsten Morgen, »mach dich mal locker!«

Mach dich mal locker! Einfacher gesagt als getan. Auch wenn ich ihm seinen komischen Gag schon fast verziehen habe, darf ich jetzt nicht klein begeben. Wenn ich jetzt nicht wenigstens ein Weilchen so tue, als sei ich sauer auf ihn, wird mich dieser Typ nie ernst nehmen. Meinetwegen soll er andere Leute verarschen, aber MICH NICHT! »Noch einmal so ein Ding, du Vogel, und du wirst es bereuen«, antworte ich ihm auf Facebook. Da kann er sich jetzt wunder was drunter vorstellen. Für mich ist die Sache damit abgehakt.

Ein paar Tage später erscheine ich am Filmset des Regisseurs und drehe meinen Part ab. Von der SMS erzähle ich niemandem. Will ja nicht wie ein Trottel dastehen.

An Freddy denke ich danach immer wieder mal. Mit etwas Abstand muss ich mir eingestehen, dass seine Verarsche schon lustig war, auch wenn sie auf meine Kosten ging. So eine Aktion hätte eigentlich von mir kommen können.

Der Vorfall liegt schon wieder ein paar Monate zurück, als ich ein Drehbuch zugeschickt bekomme. Es ist von Cüneyt Kaya, und der Titel lautet: »Ummah – Unter Freunden«. Cüneyt will, dass ich mitspiele. Einen Gebrauchtwarenhändler. Ich lese das Drehbuch. Ein cooler Film, das wäre schon was für mich. Leider gibt es einen Haken: Meinen Gegenpart soll jemand spielen, auf den ich überhaupt keinen Bock habe.

Wenn ich mich gedanklich auf etwas eingeschossen habe, bin ich nur schwer umzustimmen. Das war schon früher so und wird vermutlich immer so bleiben. Deshalb versuche ich, Cüneyt zu überreden, den Gegenspieler mit jemand anderem zu besetzen. »Lass doch Frederick Lau die Rolle spielen«, schlage ich ihm bei einem Treffen vor. In der Nacht zuvor lief im Fernsehen »Die Welle«. Ich sah den Film zum ersten Mal und guckte ihn besonders aufmerksam. Wegen Freddy. Weil wir vorher aneinandergeraten waren und er mir seitdem nicht aus dem Kopf ging.

Meine Frau und die Kinder lagen an diesem Abend schon im Bett, aber ich war noch nicht müde. Deshalb hing ich im Wohnzimmer auf dem Sofa und zappte durchs Fernsehprogramm. Überall lief nur Quatsch. Ich wollte schon ausschalten, da tauchte auf dem Bildschirm plötzlich Freddys Gesicht auf. Zum ersten Mal seit unserem kurzen Wortgefecht konnte ich ihm direkt in die Augen gucken, zumindest auf dem Bildschirm. Das war also der Typ, der mich ficken wollte.

Ich richtete mich auf, legte die Fernbedienung zur Seite – und war fasziniert. Der Film war schon ein paar Jahre alt, Freddy darin fast noch ein Kind. Und trotzdem stach er hervor. Wie der seine Stirn in Falten legte! Wie viel Gefühl der in seinen Blick packte! Er erinnerte mich ein bisschen an den jungen Marlon Brando.

Ich wusste sofort: Diesen Freddy muss ich nun doch endlich mal richtig kennenlernen.

Deshalb sitze ich nun Cüneyt Kaya gegenüber und rede auf ihn ein. Er muss einfach einsehen, dass Freddy für sein Projekt die bessere Wahl ist. »Glaub mir, dieser Typ wäre Bombe!«

Cüneyt guckt zur Seite, so als ob er kurz nachdenken muss. Dann schaut er mich an und sagt: »Okay, fragen wir ihn.«

Das lasse ich mir nicht zweimal sagen. Über Facebook bin ich mit Freddy ja bereits in Kontakt, und so schreibe ich ihm, noch während ich mit Cüneyt zusammensitze: »Habe ein Drehbuch bekommen, das sehr interessant ist. Vielleicht wäre das auch was für dich. Hast du Bock, dich zu treffen und darüber zu reden?«

Mir ist klar, dass Freddy ein viel beschäftigter Schauspieler ist. Der wird andere Dinge zu tun haben, als ständig seine Facebook-Nachrichten zu checken. Deshalb rechne ich nicht sofort mit einer Antwort.

Zu Recht. Es vergehen ein paar Tage und es geschieht ... nichts.

Ich krieg schon wieder einen Hals. So leicht lasse ich mich nicht ignorieren. Der Typ kann wenigstens so viel Anstand aufbringen, mir zu antworten. Also hake ich nach. Doch wieder keine Reaktion, auch nach einer Woche nicht. Dieser Freddy macht mich echt wahnsinnig, Wallah! Will er mich immer wieder auflaufen lassen?

Egal, einen Schritt mache ich noch auf ihn zu – einen letzten. Ich schreibe: »Dicker, treffen wir uns jetzt oder nicht?« Kurz und knapp, Klartext eben. Wenn er jetzt nicht reagiert, ist er bei mir ein für alle Mal unten durch. Dann sind die Bonuspunkte für seine Verarsche dahin, dann kann er mich bis ans Ende seines Lebens mal kreuzweise, dieser Arsch.

Zwei Tage später antwortet Freddy. »Schick mir mal das Drehbuch«, schreibt er. Er will es sich angucken und dann mit mir darüber reden.

Na endlich, ich habe ihn an der Angel. Diesen Moment muss

ich nutzen, deshalb schlage ich ihm direkt ein Treffen vor: »In einer Woche um zwölf bei ›Da Giovanni‹ in Schöneberg.«

Am verabredeten Tag betritt Freddy das Lokal und verzieht den Mund zu einem breiten Grinsen, als er mich sieht. Es ist dieses Grinsen, das ich zuvor nur aus seinen Filmen kannte. Natürlich muss ich erst mal cool bleiben. Ich habe mich schon so weit auf ihn zubewegt, jetzt ist definitiv er dran.

»Hi, ich bin Freddy.« Er streckt mir seine Hand entgegen. »Alles gut?«

»Alles gut«, antworte ich, ohne zu wissen, ob ich es auch so meine. Sein Händedruck ist fester, als ich es erwartet hätte. »Komm, setz dich!«

Freddy nimmt Platz und mustert mich. Seine Augen leuchten, sein Blick hat etwas Herzliches. »Was geht ab?«, fragt er und grinst immer noch.

»So einiges«, erwidere ich. Was man halt so sagt, wenn man sich viel zu erzählen hat, aber nicht weiß, wo man anfangen soll.

Es ist ein kurzes gegenseitiges Abchecken. Ein Moment des Schweigens, der nach Freddys Verarsche Augenhöhe zwischen uns herstellt. Irgendwann lässt sich meine coole Fassade nicht mehr aufrechterhalten und ich muss ebenfalls grinsen. »Lass uns übers Drehbuch sprechen«, sagt Freddy.

Wir reden über den Text und über die Anmerkungen, die Freddy dazu hat. Ich bin erstaunt, wie intensiv er sich mit dem Stoff auseinandergesetzt hat. Nachdem wir alles durchgegangen sind, wechselt er das Thema.

»Du hast meine SMS damals nicht wirklich ernst genommen, oder?«, fragt er.

»Natürlich nicht, Alter!«, lüge ich, »aber ich durfte dir diese Nummer doch nicht ohne Weiteres durchgehen lassen.« Wir lachen beide.

Freddy erzählt mir, der Regisseur habe ihn deswegen zur Rede gestellt – was das solle und so. Dass ich deswegen ziemlich

aufgebracht sei und er, der Regisseur, mich habe beruhigen müssen.

Darüber, dass ich eben noch bestritten hatte, die Nachricht ernst genommen zu haben, sieht Freddy einfach hinweg. Er scheint nicht nur ein Rüpel zu sein, sondern auch ein Gentleman, wenn es drauf ankommt.

Je länger wir reden, desto mehr müssen wir lachen. Es hat Klick gemacht. Uns ist klar, dass wir auf einer Wellenlänge sind und den gleichen Humor haben. Wir sitzen an diesem Nachmittag noch ewig im »Da Giovanni« und reden. Es ist kurz nach vier Uhr nachmittags, eigentlich soll ich genau jetzt meine Agentin treffen, um mit ihr die nächsten Termine zu besprechen. Doch hier im »Da Giovanni« mit Freddy zusammen zu sein ist gerade wichtiger. Also sage ich telefonisch ab: »Dringende Familienangelegenheit!« Das gilt immer.

Wir ziehen weiter in ein Café in Kreuzberg. Schnell noch eine Cola. Irgendwann kommt der Wirt und sagt, er würde sein Lokal jetzt gerne schließen. Ich blicke auf die Uhr. Es ist kurz vor drei Uhr morgens.

Bevor sich unsere Wege trennen und jeder nach Hause geht, tauschen wir im schummrigen Licht einer Laterne unsere Nummern aus – wie in einer kitschigen Liebesschnulze! Und das, obwohl ich Freddy kurz vorher am liebsten durchgeschüttelt hätte. Vielleicht ist das ja der Witz an Freundschaft. Dass dich einer tierisch aufregt und du trotzdem weißt: Irgendwie laufen wir zwei auf derselben Frequenz.

Auf dem Heimweg bin ich regelrecht beseelt. Ich laufe durch die leeren Straßen von Kreuzberg und rätsele, woher dieses Gefühl kommt: Dass ich sofort weiß, wie er tickt und mir sicher sein kann, dass es umgekehrt genauso ist.

Als ich am nächsten Morgen auf mein Handy schaue, habe ich eine Message von Freddy erhalten: »Was machst du heute? Bock dich zu treffen?«

Das schwarze Schaf

Was war das gestern bloß für eine Nacht? Ich liege im Bett, bin gerade aufgewacht. Mit der rechten Hand greife ich nach meinem Handy auf dem Boden. Ein Blick aufs Display verrät mir, dass es kurz nach acht ist.

Ich überlege, ob ich aufstehen soll, entscheide mich aber fürs Liegenbleiben. Nicht mal fünf Stunden habe ich geschlafen. Ich fühle mich wie zermatscht.

Ich verschränke meine Hände hinter dem Kopf und grinse. Denn ich muss an Kida denken. Dieser Typ ist eine Wucht. Wie der da gestern beim Italiener saß – macht zuerst einen auf cool und springt dann doch über seinen Schatten. Zum Schluss war er richtig locker. Hätte ja auch anders kommen können. Etwa ein Nackenklatscher zur Begrüßung. Oder wenigstens eine amtliche Ansage. Gab es aber nicht. Weil mein kleiner Scherz unterm Strich ein Knaller war. Ich hab damals irgendwie geahnt, dass ich die Aktion bei Kida bringen kann.

Manchmal sieht man jemanden und empfindet gleich ein unerklärliches Gefühl der Vertrautheit. Dafür braucht es nicht viel. Mitunter reicht schon ein Blick oder eine Geste und man ahnt: Mit diesem Menschen werde ich mich bestimmt gut verstehen. Der hat etwas, das ich mag.

Bei Kida war es die Art zu gehen – dieser Kida-Gang. Ein lässiges Schaukeln von einem Fuß auf den anderen, den Oberkörper durchgestreckt, mit den leicht hängenden Schultern und kühnem Blick. Das ist mir im Gedächtnis geblieben, nachdem ich

Kida immer mal wieder bei Filmpremieren auf dem roten Teppich gesehen habe. Dann dachte ich jedes Mal: »Alter, wie läuft der denn? Wie geil ist das denn?«

Ich drehe mich auf die Seite, ziehe die Decke bis an die Ohren und drücke meinen Kopf tiefer ins Kissen. Habe ich heute irgendwelche Pläne? Nicht dass ich wüsste. Deshalb greife ich nach meinem Handy und schicke Kida eine Nachricht. Hätte ja Bock, genau da weiterzumachen, wo wir gestern Abend aufgehört haben. Dumm labern, rumblödeln, zusammen Zeit verbringen.

Kida erinnert mich ein bisschen an Nabil, meinen besten Freund zu Schulzeiten. Bereits damals habe ich mich von den lauten, den eigenwilligen Typen angezogen gefühlt. Nabil war so einer. Seine Familie kam aus Afghanistan. Offene und herzliche Leute.

Schon als ich Nabil das erste Mal besuchte, setzte sich sein Vater zu uns und unterhielt sich mit mir. Er wollte wissen, wie ich heiße, wo ich wohne, was meine Eltern so machen. Welche Unterrichtsfächer ich mag und ob ich irgendwelche Hobbys habe. Er interessierte sich für mich, das gefiel mir. Sein Interesse war echt, nicht oberflächlich, das konnte ich spüren. Manche Eltern fühlen sich gegenüber den Freunden ihrer Kinder ja verpflichtet, das führt dann gerne mal zu krampfigen Situationen und angestregten Gesprächen. Bei Nabils Familie war das anders. Mich mit seinem Vater zu unterhalten erschien mir wie das Natürlichste der Welt. Und auch, mich an dem Gebäck mit Pistazien und Walnüssen zu bedienen, das seine Mutter uns hinstellte.

Ich liebte es, bei Nabil zu Hause abzuhängen, wenn der Unterricht vorbei war. Das war eine völlig andere Welt. Seine Eltern hörten orientalische Musik, aus der Küche strömte der Duft von Kardamom und Koriander. Ich kannte diese Gerüche bis dahin nicht – bei mir zu Hause roch es oft nach Kartoffelsuppe und Kohlrouladen.

Was mich an Nabil besonders faszinierte, waren die Jungs,

mit denen er sonst so rumhing. Alles Kanaks, so wie er. Bilde ich mir das ein oder waren sie lebhafter als meine deutschen Klassenkameraden? Ich glaube schon. Sie erschienen mir frecher, flapsiger, und sie trauten sich mehr. Auf jeden Fall waren ihre Geschichten immer einen Tick spannender als die meiner deutschen Mitschüler. Mit denen konnte ich nie viel anfangen. Was vermutlich auch am Geld lag: Sie kamen aus Familien, in denen zumindest so viel Geld da war, dass man sich dort darüber keine Gedanken machen musste, dass es keine Rolle spielte.

Bei Nabil und mir war das anders. In unseren Familien war Geld etwas, das nicht da war oder von dem es nicht genug gab. Natürlich reichte es, um Essen auf den Tisch zu stellen und nicht wie der letzte Assi rumzurennen, aber es fehlte Geld für die Erfüllung von Träumen und Wünschen, die man als Kind eben so hat. Dieser Mangel hat uns beide geprägt. Er hat in uns eine Haltung gefördert: Wir gegen den Rest der Welt – und der Rest der Welt fing bei den Mittelstandskindern aus unserer Klasse an.

Schon seltsam: Da liege ich jetzt als erwachsener Mann in meinem Bett und denke an meinen alten Schulfreund. Aber ich denke an ihn nicht mit dieser sentimentalen Wehmut, die einen manchmal überkommt, wenn man sich an früher erinnert, sondern mit Stolz und Freude.

Ich muss schon wieder grinsen. So wie gestern mit Kida war es damals auch mit Nabil und seinen Kumpels, die er von der Straße kannte: immer total entspannt, dabei nie langweilig. Allein schon ihre Prahlereien. Im Sommer zum Beispiel brüsteten sie sich damit, wie sie im Schwimmbad den Mädchen nachpiffen – und wie dann manchmal ein empörter Vater zurückpiff, um seine Tochter zu beschützen. Großes Gelächter! In der Gesellschaft dieser Jungs fühlte ich mich wohl. Dass ich der einzige Deutsche war, störte weder sie noch mich. Heute denke ich, dass uns vielleicht gerade das Gegensätzliche zusammengeführt hat.

Ich richte mich im Bett auf und lehne mich mit dem Rücken

an die Wand. Draußen scheint die Sonne, der Alltag brandet wie leises Meeresrauschen gegen das gekippte Fenster. Langsam sollte ich wirklich aufstehen.

Ich könnte meine Eltern besuchen. Mit sechzehn bin ich bei ihnen ausgezogen. Als ich ihnen damals von meinem Entschluss erzählt habe, künftig auf eigenen Beinen stehen zu wollen, war ich von meinem eigenen Mut überrascht. Vorsichtshalber bin ich dann nur ein paar Meter Luftlinie weiter gezogen – damit ich schnell bei ihnen vorbeischaun konnte, wenn der Kühlschrank mal wieder leer oder das letzte saubere Hemd getragen war.

Vielleicht meldet sich ja aber auch Kida, weil er ebenfalls Bock hat, sich zu treffen. Wann habe ich ihn eigentlich zum ersten Mal bewusst wahrgenommen? Ich weiß noch, dass es einen Abend gab, an dem er bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen hat. Es war auf dem roten Teppich einer Filmpremiere, und er lief an den Fotografen und Kameralenten vorbei, die sich gar nicht für ihn interessierten. Trotzdem tat Kida alles, um von ihnen – oder von überhaupt irgendjemandem – wahrgenommen zu werden. Ein Typ, der sich eben nicht so wie alle anderen schick gemacht hatte, sondern im Jogginganzug und Turnschuhen auf die Veranstaltung kam, dazu eine Einkaufstüte in der Hand. Ja, doch, das hatte Stil, fand ich: Der pfeift auf Konventionen und darauf, was andere über ihn denken könnten.

Wen Kida auf sich aufmerksam machen wollte? Die Fotografen? Die Schaulustigen? Einen der anwesenden Regisseure oder Caster? Er wiederholte seinen irren Catwalk jedenfalls und lief den roten Teppich mehrfach auf und ab. Dabei rief er laut: »Schwarze Schafe! Lauter schwarze Schafe!«

Der Witz war, dass die meisten Gäste an diesem Abend tatsächlich Schwarz trugen. Keine Ahnung, ob noch jemand außer mir das bemerkte. Der Reporter, der mir zum gleichen Zeitpunkt ein Mikrofon unter die Nase hielt, hatte davon jedenfalls nichts mitbekommen. Er konzentrierte sich weiterhin auf sein Interview.

Ich hingegen hatte Schwierigkeiten, seinen Fragen zu folgen. Ich musste immer wieder hinübergucken zu Kida, der da drei Meter von mir seine Show abzog.

Wer war dieser Typ bloß? Die Frage ließ mir den ganzen Abend keine Ruhe. Als die Premiere vorbei war, ging ich zu einem Kollegen. »Kennst du den schrägen Vogel dort drüben?« Dabei deutete ich auf Kida, der an der Bar stand, in der einen Hand eine Cola, in der anderen immer noch seine Einkaufstüte.

Der Kollege sah kurz rüber und antwortete: »Ja, das ist Kida Ramadan.«

Es war das erste Mal, dass ich den Namen hörte, und seitdem hatte ich Kida auf dem Schirm. Obwohl wir kein Wort miteinander gewechselt hatten, ahnte ich sofort, wie er drauf ist. Sein Humor, seine Sicht auf das Leben – das alles offenbarte sich mir in diesem einen Moment auf dem roten Teppich.

Wann immer ich Kida künftig auf irgendwelchen Premieren begegnete, nickte ich ihm von Weitem freundlich zu. Ein paar Mal liefen wir aneinander vorbei und warfen uns Begrüßungsfloskeln zu: »Was geht?« – »Alles klar?« Solche Sprüche halt – nichts, woraus sich ein Gespräch hätte entwickeln können. Generell sind gepflegte Unterhaltungen bei solchen Veranstaltungen ja kaum möglich. Die Atmosphäre ist dafür zu unruhig, meistens reicht es nur für Branchen-Small-Talk.

Schließlich kam der Zeitpunkt, an dem ich es wissen wollte: Ist dieser Ramadan tatsächlich der coole Hund, den er auf dem roten Teppich vorspielt? Ich war mit einem Regisseur zur Besprechung eines Filmprojekts verabredet. Als der im Gespräch erwähnte, er habe Kida dafür gecastet, wusste ich, die Gelegenheit nutze ich. Ich fragte interessiert nach, und der Regisseur erzählte, dass er Kida am Vortag getroffen habe. »Ich glaube, der würde gut in den Film passen«, sagte er.

Das konnte ich zwar nicht beurteilen, bestärkte ihn aber trotzdem in seiner Einschätzung: »Definitiv. Du solltest ihn sofort an-

rufen!« Und weil mir die Dinge manchmal nicht schnell genug gehen, bat ich ihn, mir sein Handy zu reichen.

Der Regisseur sah mich fragend an: »Wozu brauchst du das?«

In derselben Sekunde riss ich ihm auch schon das Telefon aus der Hand. »Schon gut, ich erledige das für dich.« Dann verschwand ich damit um die Ecke.

Aus den Kontakten suchte ich Kidas Nummer heraus. Ich überlegte kurz, denn ich durfte die Sache jetzt nicht verkacken. Mir war klar: Um Kida aus der Reserve zu locken, musste ich eine Botschaft abschicken, die so unmissverständlich wie provokant war. Spontan entschied ich mich – warum auch nicht?! – für einen freundlichen Gruß: »Frederick Lau sagt, er fickt dich.«

Als ich dem Regisseur sein Handy zurückgab, bemerkte der natürlich sofort, dass etwas nicht stimmte. Er checkte sein Telefon, entdeckte die SMS und blickte mich entsetzt an. »Bist du verrückt?« Er atmete tief ein und aus, sein Brustkorb bebte.

»Mach dir keine Gedanken ...«, beruhigte ich ihn, »kleiner Scherz ... Versteht der schon.«

So wie ich ihn von unseren Begegnungen auf dem roten Teppich einschätzte, war ich mir tatsächlich sicher, dass Kida den Scherz verstehen und über ihn lachen würde. Zumindest später dann. Mir war aber auch klar, dass er sich erst mal künstlich echauffieren musste – es ging ja schließlich darum, Grenzen abzustecken.

Ich lag mit meiner Ahnung richtig: Als ich zu Hause ankam, klingelte mein Telefon. Es war der Regisseur, er klang sehr ungehalten: »Der versteht den Scherz? Von wegen!« Er erzählte mir, Kida sei am Telefon auf hundertachtzig gewesen. Er machte mir Vorwürfe: Ich hätte ihn nicht in meine albernen Spielchen reinziehen sollen. »Wie steh ich jetzt vor Kida da?«

Nach dem Telefonat geriet ich ins Grübeln. War ich mit der Aktion übers Ziel hinausgeschossen? Dass Kida mit meiner Aktion zurechtkommen würde, davon war ich ausgegangen. Dass aber

der Regisseur – ein total sachlicher, nachdenklicher Mensch – Panik schob, tat mir ein wenig leid.

Viel Zeit, darüber nachzudenken, blieb mir nicht. Denn schon im nächsten Moment ploppte eine Facebook-Nachricht auf meinem Handy auf. Sie war von Kida. Anders als im richtigen Leben waren wir zu diesem Zeitpunkt immerhin schon bei Facebook miteinander befreundet. »Was nimmst du dir raus, Alter?«, schrieb er.

Bingo: Ich hatte den Fisch an der Angel!

Es folgte ein Pingpong aus Pöbeleien seinerseits und halbherzigen Beschwichtigungen meinerseits. »Alles gut, Dicker«, schrieb ich nach einer Weile. Damit war unsere Konversation fürs Erste beendet.

Ein paar Wochen später – oder waren es Monate? – meldete sich Kida erneut über Facebook. Er wolle mit mir über ein Drehbuch reden, schrieb er. Ein Drehbuch? Meinetwegen.

Und so kam es zu unserem gestrigen Treffen. Natürlich war ich am Anfang ein bisschen nervös, als ich das »Da Giovanni« betrat. Wie würde Kida drauf sein? War das mit dem Drehbuch wirklich ernst gemeint oder nur ein fieser Trick, um es mir heimzuzahlen? Und wenn, was würde ihm da einfallen? Würden wir uns überhaupt etwas zu erzählen haben?

Als ich das Lokal betrat, saß Kida an einem Tisch gleich rechts neben dem Eingang. Er trug einen Jogginganzug, so wie damals auf dem roten Teppich. Seine Einkaufstüte hing über der Stuhllehne direkt neben ihm. Ich sah ihn – und musste grinsen.

Im Stau

Ich schaue auf mein Handy und verstehe die Frage nicht, die da auf dem Display steht: »Bock dich zu treffen?«

Ist das ernst gemeint oder wieder einer von Freddys Späßchen? Klar habe ich Bock, mich zu treffen. Am liebsten sofort, aber das geht nicht, denn ich muss erst Flugtickets kaufen – das habe ich daheim versprochen.

Meryem, meine Frau, will nämlich mit unseren drei jüngsten Kindern für ein paar Tage zu ihren Eltern in die Türkei. Unsere zwei ältesten Töchter müssen zur Schule und bleiben deshalb bei mir. »Um das Organisatorische kümmere ich mich«, habe ich Meryem zugesichert, »damit du keine Rennerei hast.«

Die habe ich zugegebenermaßen auch nicht. Der Weg ins Reisebüro ist zwar nicht weit, aber ich habe eine Faustregel, an die ich mich halte: Wenn die Strecke länger ist als mein Opel Corsa, fahre ich mit dem Auto.

Ich liebe es, im Auto unterwegs zu sein. Und noch mehr liebe ich es, dabei Musik zu hören. Gerade läuft im Radio »Lila Wolken« von Marteria. Ich nicke mit dem Kopf zum Beat und schaue geradeaus. Welche lila Wolken der wohl meint? In Kreuzberg gibt's die ganz bestimmt nicht. Wallah, die Wolken vor meiner Windschutzscheibe sind alles andere als lila – sie sind tiefgrau und stammen von den Autos, die vor mir fahren oder besser gesagt: kriechen.

Nun wohne ich schon mein ganzes Leben hier und habe trotzdem keinen einzigen Tag erlebt, an dem sich der Verkehr Rich-

tung Kottbusser Tor mal nicht staut. Stoßstange an Stoßstange schieben sich die Autos über die vierspurige Straße, vorbei an Dauerbaustellen und verdammt Zweite-Reihe-Parkern. Ich sollte ein Abschleppunternehmen gründen, dann würde der Verkehr in Kreuzberg fließen wie Hölle und ich hätte in einer Woche genug Geld beisammen, um in Rente gehen zu können.

Geniale Idee eigentlich. Vielleicht könnte ich Freddy dafür begeistern. Der kommt zwar aus Steglitz, aber er hat mir erst gestern erzählt, dass er oft genug in der Gegend hier unterwegs ist, um auch vom Stau genervt zu sein. Schaden kann so ein zweites berufliches Standbein ja nie. Vor allem bei uns Schauspielern. Freddy und ich als die Abschlepper von Kreuzberg – klingt nach einem soliden Plan, über den wir uns nachher mal ernsthaft unterhalten sollten. Vielleicht könnte man daraus ja auch einen Film machen. Also sobald wir mit »Ummah« fertig sind.

Aber das alles ist Zukunftsmusik. Zuerst muss ich die Flugtickets besorgen. Schon steh ich vorm Reisebüro und kann meinen Augen kaum trauen: Direkt vor der Tür ist ein Parkplatz frei. Ein ziemlich großer sogar. Mashallah, Gott meint es heute gut mit mir.

Ich parke meinen Corsa, steige aus und schließe die Tür ab. Schnell rein und den Flug buchen, danach kann ich mich dann direkt mit Freddy treffen.

Ich stehe noch an meinem Corsa, da bemerke ich aus dem Augenwinkel einen älteren Herrn. Er trägt eine beige-graue Montur, die nur Senioren mit Würde tragen können. Dazu zieht er einen blau karierten Hackenporsche hinter sich her. Abrupt bleibt er stehen und ruft: »Dit is 'ne Haltestelle, junger Mann!«

Welchen jungen Mann der wohl meint? Ich schaue mich um, aber in unmittelbarer Nähe ist niemand. Soll ich mich etwa angesprochen fühlen? Dass mich in meinen Dreißigern noch mal jemand als junger Mann bezeichnet – toll! Die paar grauen Haare können meiner jugendlichen Frische halt nichts anhaben. Das

sage ich auch immer zu Meryem, wenn sie mit liebevollem Blick den Haaransatz an meinen Schläfen mustert.

Aber ich habe gar keine Zeit, mich über das Kompliment zu freuen, denn nun erst bemerke ich fünf Meter weiter ein Haltestellenschild. Mist, warum habe ich das übersehen? Ist doch sonst nicht hier. Wo kommt das auf einmal her? »Ersatzverkehr« steht auf dem Schild. Anscheinend fährt die U-Bahn nicht. Deshalb wohl auch der Stau.

Ich sollte das Auto lieber umparken, denn zu Hause türmen sich schon die Strafzettel, die ich in den letzten Wochen kassiert habe. Doch ich habe jetzt keinen Nerv dafür, noch eine Runde um den Block zu drehen. Ich will ja nur kurz rein, die Flüge buchen, und mich dann mit Freddy treffen. Ich antworte dem Herrn: »Liefere eilige Arzneimittel aus. Bin sofort wieder weg ...«

Das kommt wohl nicht sehr glaubwürdig rüber, der Herr guckt skeptisch. Liegt wohl auch daran, dass ich mit leeren Händen dastehe. Egal, ich drehe mich um und laufe die paar Schritte Richtung Reisebüro. Warum bilde ich mir bloß ein, die bohrenden Blicke des Mannes in meinem Rücken zu spüren? Und dann habe ich plötzlich auch noch die Stimme meiner Mutter im Ohr. Sie zischt mir zu: »Sollst du lügen?!«

Als Kind hielt sie mir immer eine Standpauke, wenn sie mich beim Flunkern ertappte – inklusive der gesamten Palette an Standardsprüchen, die Eltern für ihre Kinder parat haben: »Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht«, »Lügen haben kurze Beine.« Und so weiter ... Aber ich habe ihr das nie so ganz abgenommen. Vor allem die Sache mit den kurzen Beinen wollte mir nicht einleuchten. Meine Mutter schien noch nie von dem Fußballspieler Pierre Littbarski gehört zu haben. Der war ein Winzling und rannte trotzdem in einem Affenzahn mit O-Beinen übers Feld. Bis nach Japan hat er es in seiner Karriere geschafft. Während ich nur schnell ins Reisebüro muss – kurze Beine hin oder her.

Ich betrete den Laden, doch es scheint niemand da zu sein, obwohl die Tür offen steht. »Hallo?«, rufe ich.

Als Antwort bekomme ich ein genervtes Knurren: »Merhaba!« Ahmad, der eigentlich hinter dem Computer sitzen müsste, hockt unter dem Schreibtisch. »Einen Moment ... Wir haben Probleme mit dem Internet.«

Ich gehe etwas in die Knie und neige meinen Kopf, um zu gucken, was er da macht. Hinter einem Vorhang aus Kabeln und Steckern schnauft Ahmad wütend. Mal drückt er hier einen Schalter, mal überprüft er da einen blinkenden Knopf. Zwischendurch schiebt er seinen Kopf durch die Kabel hindurch und keucht: »Müsste gleich wieder funktionieren.«

Ich richte mich wieder auf. »Alles gut, Bruder, nur keinen Stress.« Verloren stehe ich im Reisebüro und schaue mich um. Mein Blick fällt auf die Wand mit den bunten Urlaubskatalogen: Reisen nach Lanzarote, Reisen nach Fuerteventura, Reisen nach Gran Canaria. Alles Orte, an denen ich noch nie gewesen bin. Wozu Ahmad bloß all diese Prospekte ausstellt. Ich selbst habe bei ihm noch nie etwas anderes gebucht als Flüge in die Türkei. Und der restliche Kiez wohl auch nicht.

Ahmad ist immer noch unter seinem Schreibtisch. Dauert wohl etwas länger. Ich könnte rasch rüber zum Bäcker gehen und mir etwas zu essen holen. Bis ich zurück bin, hat Ahmad das Internet hoffentlich in Gang gebracht. »Bin nur schnell auf der anderen Straßenseite«, sage ich, »komme gleich wieder.«

Beim Bäcker stehen vor mir drei Leute. Hoffentlich hat es keiner von ihnen auf das letzte Eierbrötchen in der Kühlvitrine abgesehen, das mich anlächelt. Der kleine Junge, der gerade dran ist, lässt sich ein Mandelhörnchen auf die Hand geben. Und die zwei Damen nach ihm kaufen das halbe Kuchenangebot auf – puh, Glück gehabt! Das Eierbrötchen ist meins. Ich bestelle es mir und lege der Verkäuferin zwei Euro auf den Tresen. »Stimmt so«, sage ich und verzichte auf die zwanzig Cent Wechselgeld.

Mit dem Brötchen in der Hand trete ich vor die Tür und stelle mich an den Stehtisch direkt neben dem Eingang. Hastig schiebe ich es mir rein.

Zurück im Reisebüro ist Ahmad immer noch unterm Schreibtisch zugange. Was macht der da bloß so lange? Ob er heimlich das Wettbüro ein Haus weiter anzapft? Schwer vorstellbar. Wahrscheinlich ist er einfach nur unfähig und sollte besser jemanden kommen lassen, der sich mit Technik auskennt. Am Ende fabriziert er einen Kurzschluss und legt ganz Kreuzberg lahm.

Ich will mir gerade ausmalen, was in Kreuzberg ohne Strom los wäre, da kriecht Ahmad endlich unterm Tisch hervor und schraubt sich in die Höhe. Hastig setzt er sich an den Rechner, tippt auf der Tastatur herum und klickt mit der Maus. Ein paar Augenblicke später seufzt er: »Endlich geht's wieder!« Mit der rechten Hand fährt er sich über die Stirn, dann deutet er auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch.

Ich nehme Platz. Aus meiner Hosentasche krame ich den Zettel mit den Reisedaten hervor und schiebe ich ihn über den Tisch.

»Geht's mal wieder in die Türkei?« Ahmad wirft einen Blick auf den Zettel.

»Ja, aber nur für meine Frau und die drei Jüngsten.«

Routiniert gibt Ahmad die gewünschten Flugdaten in den Rechner ein. Wenige Minuten später spuckt der Drucker die Unterlagen aus. Aus meiner Jogginghose hole ich ein dickes Bündel Geldscheine und zähle die Summe auf den Tisch. Dann verabschiede ich mich: »Bis zum nächsten Mal, Bruder.«

Wallah, das Ganze hat jetzt doch länger gedauert als gedacht. Ob Freddy überhaupt noch Zeit hat? Ich habe ihm auf seine Nachricht noch nicht geantwortet. Vielleicht hat er in der Zwischenzeit neue Pläne geschmiedet.

Ich stehe vor der Tür des Reisebüros, greife nach meinem Handy und wähle seine Nummer. Es klingelt ein Mal, zwei Mal, drei Mal ... Nichts passiert.

Ich will schon auflegen, da hebt Freddy doch noch ab. »Guten Morgen, Dicker«, tönt es aus dem Hörer, »alles frisch?«

Ich bin erleichtert. »Logo«, antworte ich, »und was geht bei dir so?«

Freddy erzählt, dass er noch im Bett liegt und noch nichts gefrühstückt hat.

»Lass treffen«, sage ich und schlage ihm ein türkisches Frühstückscafé am Kleistpark vor.

Freddy ist einverstanden: »Ich mach mich schnell fertig und bin dann gleich auf dem Weg.« Klingt nach einem Plan.

Bevor ich mich auf zum Café mache, gebe ich meiner Frau Bescheid. »Habe die Flugtickets besorgt«, schreibe ich ihr, »muss jetzt noch ein paar Dinge regeln.« Nachdem ich die Nachricht abgeschickt habe, laufe ich zu meinem Corsa. Ich schließe die Tür auf, setze mich rein und lasse den Motor an. Als ich losfahre, bemerke ich einen Zettel unter dem Scheibenwischer auf der Beifahrerseite. Sch...ienenersatzverkehr!

Eine reizende Begegnung

Mann, Mann, Mann! Der Stapel mit den T-Shirts hat auch schon mal ordentlicher in meinem Kleiderschrank gelegen, ebenso wie die Hosen. Muss wohl eines der unerforschten Phänomene der Wissenschaft sein: Klamotten, die irgendwann mal akkurat und auf Kante gestapelt waren und trotz größter Vorsicht im Laufe der Zeit zu einem aus der Form geratenen Haufen erodieren.

Nicht dass ich derjenige war, der sie sorgfältig übereinandergelegt hätte. Das klappt bei mir nie. Deshalb freue ich mich jedes Mal, wenn es meine Mutter macht. Regelmäßig kommt sie vorbei, es sind ja nur ein paar Hundert Meter von der Wohnung meiner Eltern bis zu mir. »Um nach dem Rechten zu schauen«, wie sie sagt. Dabei ist es wohl schlichtweg Sehnsucht, denn ich bin ihr einziges Kind.

22 war meine Mutter, als sie meinen Vater kennengelernt hat. 1972 war das, vor vierzig Jahren. Er hat damals in seiner Freizeit viel fotografiert. Eines der Fotos, die er in dieser Zeit gemacht hat, steht heute im Wohnzimmer meiner Eltern, auf der alten Jugendstilvitrine. Es ist ein Porträt meiner Mutter. Auf der Schwarz-Weiß-Aufnahme trägt sie die Haare noch etwas länger als heute. Dunkle Strähnen umspielen ihr Gesicht, schüchtern lächelt sie in die Kamera.

Ich mag das Foto. Von Zeit zu Zeit bleibe ich davor stehen und gucke es mir an. Ich versuche mir dann vorzustellen, wie ihr Leben damals gewesen ist. Wovon sie geträumt hat, welche Ängste und Sehnsüchte sie hatte. Wir haben noch nie darüber geredet.

Immerhin sind von dem Moment, als dieses Foto aufgenommen wurde, bis zu meiner Geburt siebzehn Jahre vergangen. Siebzehn Jahre, von denen ich wenig, fast nichts weiß. Aber vielleicht kommt die Gelegenheit ja noch, dass ich mit meiner Mutter darüber reden kann: über diese siebzehn Jahre und ihre Hoffnungen, zu denen vielleicht auch ich gehört habe.

Wenn meine Mutter heutzutage zu mir zu Besuch kommt, koche ich uns meistens einen Kaffee und wir setzen uns zum Reden in die Küche. Sie erzählt mir dann von ihrem kleinen Café, das sie vor ein paar Jahren im vorderen Bereich des Antiquitätengeschäfts meines Vaters eröffnet hat. Von den Vorbereitungen, die in den kommenden Tagen anstehen. Welche Kuchen sie backen, welche Tagessuppe sie kochen will.

Manchmal kommt sie aber auch vorbei, wenn ich gar keine Zeit habe, weil ich mich zum Beispiel auf ein neues Projekt vorbereiten muss. Während ich auf dem Sofa liege und ein Drehbuch lese, werkelt sie dann vor sich hin, ohne dass ich sie darum gebeten hätte. Sie wäscht Geschirr ab, guckt meine Post durch – oder sortiert eben frisch gewaschene Wäsche weg. »Lass mal ... mach ich später selbst«, sage ich dann immer. Denn ein bisschen unangenehm ist es mir schon, dass mir meine Mutter mit Anfang zwanzig im Haushalt noch unter die Arme greift. Doch sie ist einfach nicht davon abzuhalten. Kann wohl nicht anders.

Dem Zustand meines Kleiderschranks nach zu urteilen, muss es schon eine Weile her sein, dass sie ihn inspiziert hat. Dass, so wie jetzt, ein unförmiger Haufen neben dem anderen liegt, würde sie nicht dulden. Leider wird es nicht besser: Ich ziehe ein weißes Shirt aus dem schiefen Stapel heraus, mit etwas zu viel Schwung. Zwei weitere Oberteile kommen mir entgegen und landen direkt auf dem Boden.

Fuck! Entnervt hebe ich sie auf, knülle sie zusammen und lege sie zurück in den Schrank, direkt neben den Stoß Jeans, von dem ich vorsichtshalber das oberste Paar nehme.

Mit dem Shirt und der Jeans in der Hand laufe ich ins Bad. Die Katzenwäsche dauert keine drei Minuten. Ich ziehe mich an, werfe einen prüfenden Blick in den Spiegel und fahre mir mit der Hand grob durch meine Haare. Die Frisur sitzt, der wache Gesichtsausdruck auch – einigermaßen. Im Flur schlüpfte ich in die Chucks, die ich in der Nacht in die Ecke gekickt habe. An der Garderobe greife ich nach meiner Windjacke und meiner blauen Lieblingscap. Auf ihr prangt eine weiße »41«, die ehemalige Postleitzahl von Steglitz, meinem Bezirk. Lokalpatriot, der ich bin, habe ich mir die Cap vor drei Jahren besticken lassen.

Wo ist mein Wohnungsschlüssel? Hastig taste ich die Jackentaschen ab, aber da ist er nicht. Mist! Ich bin spät dran. Nicht, dass ich mit Kida eine konkrete Zeit ausgemacht hätte, aber ewig warten lassen will ich ihn natürlich nicht. Auf dem Weg zurück in die Küche stolpere ich über einen Stoffbeutel, der am Türrahmen lehnt. Habe ich den dort abgestellt? Ich kann mich nicht erinnern. Wahrscheinlich war es meine Mutter und in dem Beutel ist Post drin. Manche Briefe treffen immer noch bei meinen Eltern ein, meine Mutter bringt sie mir dann vorbei.

Ich stehe in der Küche und schaue mich um. Wo ist nur der gottverdammte Schlüssel? Zwischen den leeren Gläsern auf dem Tisch liegt er nicht, auch nicht auf der vollgestellten Ablage neben der Spüle. Ich will mich gerade umdrehen, um im Wohnzimmer weiterzusuchen, da fällt mein Blick aufs Fensterbrett. Dort steht der Aschenbecher – und gleich daneben liegt der Schlüsselbund. Wie der wohl dorthin gekommen ist? Vermutlich habe ich ihn dort abgelegt, als ich heute Nacht am offenen Fenster noch eine Kippe geraucht habe.

Jetzt aber nichts wie los. Ich greife nach dem Schlüssel, stecke ihn in meine Jackentasche und verlasse die Wohnung. Die Tür fällt hinter mir ins Schloss, ich stürze die fünf Treppenabsätze hinab nach draußen. Die Sonne scheint noch immer, so wie vorhin, kurz nachdem ich aufgewacht bin. Es ist ein Frühlings-

morgen. Trotzdem ist es nicht sonderlich warm. Ich schließe den Reißverschluss meiner Windjacke, rücke meine Cap zurecht und laufe los, auf nach Schöneberg in dieses Café, das Kida als Treffpunkt vorgeschlagen hat. Wie war noch gleich der Name? Es will mir gerade nicht einfallen, aber Kida hat den Weg beschrieben: vom U-Bahnhof Kleistpark die Potsdamer Straße in Richtung Norden, hat er gesagt, »und da gleich an der nächsten Ecke«.

Na ja, ich werde das schon finden. Zumal ich mich in der Gegend gut auskenne. Ein paar Meter weiter liegt das »Ex'n'Pop«, ein Club, in dem ich gerne abgehangen habe. So wie einst Nick Cave und Blixa Bargeld, die in dem Laden früher regelmäßig zu Gast gewesen sein sollen. Aber das war lange vor meiner Zeit.

Ich muss mich jetzt wirklich beeilen. Mein Magen knurrt und ich will Kida nicht warten lassen. Er schien bereits unterwegs gewesen zu sein, als er mich angerufen hat. Ob ich lieber mit dem Taxi fahren soll? Dummerweise habe ich nicht mehr viel Bargeld im Haus – nur noch fünf Euro und ein paar Zerquetschte, um genau zu sein.

Der gestrige Abend ist ganz schön ins Geld gegangen. Das lag mit Sicherheit nicht an der Pizza Funghi, die ich im »Da Giovanni« gegessen habe, denn das war die beste Pizza Funghi, die man für 3,50 Euro in Berlin bekommen kann. Dafür haben sich das Bier und der Wein summiert. Ganz zu schweigen vom Taxi, das mich in meinem glückstrunkenen Zustand nach Hause gebracht hat. Von den Scheinen, mit denen ich mittags aufgebrochen bin, ist bis auf die labbrige Fünf-Euro-Note keiner übrig geblieben.

Macht nichts, nehme ich eben die Öffentlichen. Mit denen müsste ich auch einigermaßen schnell da sein. Mit der U-Bahn vier Stationen, dann umsteigen und direkt durchfahren bis Kleistpark. Dort würde ich »direkt ins Café reinfallen«, hat Kida vorhin gesagt.

Den Weg zur U-Bahn-Haltestelle würde ich im Schlaf finden. Seit meiner Kindheit gehe ich ihn fast täglich – auch nachdem

ich bei meinen Eltern ausgezogen bin, ist die Strecke fast die gleiche geblieben: raus aus der Tür und dann nach rechts die Straße runter. Mit der Hand fahre ich über die Hecken, die hier in den Vorgärten stehen – Liguster, wie mir mein Vater erklärt hat, als ich Kind war. Irgendwann kam ich mal auf die Idee, die kleinen dunklen Beeren zu pflücken. Ich hatte gerade eine Handvoll gesammelt, da kam er von der Seite angesprungen, schlug sie mir aus der Hand und blaffte mich an: »Die sind giftig, Frederick!« Erschrocken stand ich da. Die Beeren habe ich danach nie wieder angefasst.

Die Tage muss irgendwer die Hecken frisch gestutzt haben. Sie sind jetzt nicht mehr buschig wie noch vor Kurzem, sondern sehen aus wie kleine grüne Mauern. Die glatten Schnittkanten wirken, als seien sie mit der Wasserwaage gezogen worden. Ob sich einer wirklich so viel Mühe macht?

An der nächsten Straße biege ich nach rechts, vorbei an dem griechischen Restaurant, das vor ein paar Jahren schräg gegenüber vom Jugendclub PopInn eröffnet hat. Das ist eine Steglitzer Institution. Ich habe manche Abende in diesem Laden verbracht, ein Weilchen her, am Rand der Tanzfläche, von wo aus ich die Leute unter der Diskokugel beobachtet habe. Irgendwann hat sich mein Bewegungsradius dann erweitert und das PopInn wurde uninteressant.

Ich lasse den Laden links liegen und haste an den Ahornbäumen vorbei, die auf diesem Abschnitt den Gehweg säumen. Sanierete Gründerzeitbauten wechseln sich ab mit zweistöckigen Stadtvillen und fünfgeschossigen Bauten aus der Nachkriegszeit. Das Tosen der nahe gelegenen Schlossstraße wird allmählich lauter.

Ich habe den U-Bahnhof fast erreicht, da blitzt vor mir ein bekanntes Gesicht auf: Jakob, ein Junge aus der Nachbarschaft. Er ist so alt wie ich und nur ein paar Häuser weiter aufgewachsen. Unsere Eltern haben sich früher manchmal auf der Straße mit-

einander unterhalten. Ich stand dann daneben und schaute demonstrativ an Jakob vorbei. Ich konnte ihn nicht leiden. Seine Art zu sprechen war mir zuwider. Er war ein ewiger Jasager, dazu ein Langweiler und eine Petze. Einmal hat er mich verpiffen, das habe ich ihm bis heute nicht verziehen, auch wenn er den Zwischenfall über all die Jahre verdrängt zu haben scheint. Oder einfach vergessen. Als ich fünfzehn war, hat er mich nämlich mal dabei erwischt, wie ich auf einem Hinterhof stand und mit einer Spraydose »Fuck the system« an eine Hauswand sprühte. Der Schriftzug war nicht sonderlich gut gelungen, die Buchstaben prangten krakelig auf dem grauen Putz. Trotzdem war ich zufrieden, denn ich fand, dass die Aussage stimmte.

Jakob hingegen sah das anders. Ich stand noch vor der Hauswand und schaute mir mein Werk an, da hörte ich hinter meinem Rücken seine Stimme: »Was machst du da? ... Spinnst du?«

Ich drehte mich um, die Dose noch immer in der Hand. »Verpiss dich«, zischte ich ihm zu, »das geht dich nichts an!«

Er verpisste sich tatsächlich – und lief direkt zu seinen Eltern, um denen brühwarm von meiner Tat zu berichten. Gleich am nächsten Tag schlug seine Mutter aufgebracht bei meinen Eltern im Laden auf und beschwerte sich über mich. Dass ich schlecht erzogen sei, ein Vandale dazu.

Meine Eltern hörten ihr zu, und als sie fertig war mit ihrer Anklage, versicherten sie ihr, mit mir zu reden. Das taten sie noch am selben Abend. Mein Vater nahm mich zur Seite und sagte mit strenger Stimme: »Mach so was nie wieder, Frederick, haben wir uns verstanden?!« Dann räusperte er sich kurz und fügte hinzu: »Oder lass dich wenigstens nicht mehr dabei erwischen! Ich kann graue Wände übrigens auch nicht leiden.«

Für ihn war der Vorfall damit abgehakt. Für mich vorerst noch nicht. Als ich Jakob das nächste Mal traf, verpasste ich ihm eine Klatsche. »Kümmer dich um deine eigenen Angelegenheiten, kapiert?«